

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Hilde Spiel**  
**Fanny von Arnstein oder Die Emanzipation**  
Ein Frauenleben an der Zeitenwende

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

## ERSTES KAPITEL

### *Die Milde der Hohenzollern*

In der Berline, die im Frühsommer 1776, mit häufigem Pferde- wechsel und in bedächtigen Tagereisen, südwärts über Dresden und Prag zur kaiserlichen Residenzstadt fuhr, saß ein junges Paar von Stand und ohne ersichtlichen Makel. Die preußische Braut, der Wiener Bräutigam waren à la mode gekleidet: im Reifrock die Dame, mit schmaler Taille, Spitzenärmelchen und tiefem Ausschnitt, der Herr mit Haarzopf und Beutel, in Kniehosen, die ganz verdeckt von Stulpenstiefeln und Rockschoßen waren; der abgeschnallte Degen lag neben ihm auf dem Sitz.

Sie hatten Diener und Zofe bei sich, die mit reichlichem Gepäck in einer zweiten Kutsche folgten. So schickte es sich für die Tochter eines Mannes, der ihr und jeder ihrer neun Schwestern siebzigtausend Taler mitzugeben imstande war; nicht anders für den Sohn eines Mannes, dessen Nachlaß ein Jahrzehnt später Dreiviertel Million Gulden Wiener Währung betragen sollte. Die Braut hatte ein Palais in der Berliner Burgstraße und ein Landgut vor dem Schlesischen Tor verlassen, um in ein vornehmes Stadthaus auf dem Graben in Wien zu ziehen. Ihr Vater, wie der ihres Bräutigams, war wohlgeübt im Umgang mit Monarchen. Er stand dem Thron des Königs so nahe wie sein Palais dem Schloß am Kupfergraben. Vom einfachen Bürger trennte ihn, ganz wie den hohen Adel, eine unüberbrückbare Kluft.

Eine Kluft trennte auch die beiden Länder, denen die jungen Leute angehörten. Als die Braut geboren wurde, waren zwei Jahre des Siebenjährigen Krieges vorbei. Selbst der Friede, den sie bereits mit wachen Sinnen erlebte, versöhnte Preußen nicht mit Österreich. Jener erbitterte Kampf im Herzen Europas, an dem der Brautvater, indem er seinem König zum Sieg verhalf, sich selbst bereichert hatte, ließ die Völker in tiefem, nie mehr ganz verschwundenem Gegensatz zurück. Zwar erfuhren jetzt

beide den gleichen Aufschwung, der die ausgebluteten Provinzen hier wie dort in neuen Wohlstand versetzte; zwar hatten sie, gemeinsam mit Rußland, das hilflose Polen unter sich verteilt; zwar griff der eigenwillige Reformgeist des großen Friedrich auf die habsburgischen Erblände über und erfaßte, wenn nicht die Kaiserin, so doch ihren Sohn – der dem ehemaligen Feind zweimal bewundernd die Hand gereicht hatte –, wie auch ihren Kanzler Kaunitz, einen vorsichtigen Voltairianer und duldsamen Mann. Doch ein neuer Streit stand vor der Tür. Zwei Jahre nach der Hochzeit des jungen Paares sollten preußische und österreichische Soldaten, von ihren Herrschern um Bayerns willen in den Krieg geschickt, sich im nördlichen Böhmen wieder gegenüberstehen. Sie kämpften nicht; sie gruben einander bloß die Kartoffeln aus. Aber die Liebe zwischen den beiden Ländern war darum nicht angewachsen.

Die Brautleute in der Berline hatten allen Grund, an diesen Zwisten nicht teilzunehmen. Dennoch lief zeitlebens zwischen ihnen eine unsichtbare Trennungslinie, die zuweilen rot aufzuleuchten schien gleich einem Warnungssignal. Mit siebzehn Jahren hatte das Mädchen die eigene mit der österreichischen Heimat vertauscht. Sie war an die siebenundfünfzig, als es in einem Geheimbericht in den Tagen des Wiener Kongresses von ihr hieß, die Dame sei »scandaleusement prussienne«. Hochgewachsen und schlank, mit langer gerader Nase und schönen, etwas vorquellenden hellblauen Augen, wirkte sie, wenn auch keineswegs norddeutsch, doch berlinisch neben den kleinen, fülligen, feingliedrigen Wienerinnen, rührten auch ihre Frische, ihr rascher Witz, ihre rastlose Beweglichkeit unverkennbar von der scharfen reinen Luft der Stadt, aus der sie stammte. Der Bräutigam, zehn Jahre älter, aber in seiner künftigen Ehe durchwegs von gedämpfterer Auffassungsgabe und langsamerem Geist, hatte das gutmütige, ausdruckslose Gesicht und weiche Kinn so vieler österreichischer Bürger. Kurz, sie wären beide, hätten nicht gewisse Züge wie allzu füllige Lippen oder eine leicht gesenkte Nasenwand kaum merklich auf eine ältere Herkunft hingewiesen, passable Vertre-

ter ihrer Nationen gewesen. Doch so ganz passabel waren sie nun wieder nicht.

Als die Berline nämlich, am zweiten oder dritten Tag der Reise, vor dem Dresdener Stadttor zu halten kam, umstellten sächsische Zöllner das Fahrzeug und forderten den Reisenden ihre Papiere ab, die sie sodann mit anzüglichen Seitenblicken auf ihre vornehme Gewandung und Allüre in genaueren Augenschein nahmen, um schließlich den geringen, aber beschämenden Leibzoll von zwanzig Groschen einzuheben. Wenige Wochen später, im August desselben Jahres 1776, sollte das gleiche einem berühmteren Mann widerfahren. Auch Moses Mendelssohn, dem Verfasser des ›Phädon‹ und Sieger über Kant im Wettstreit um den Preis der preußischen Akademie, wurde am Tor von Dresden jene Maut abverlangt, die sonst nur für den Durchzug von Ochsen und Schweinen eingehoben wurde. Ein sächsischer Freund des Philosophen, der davon erfuhr, bewog die Behörden, Mendelssohn die zwanzig Groschen wiederzuerstatten, worauf dieser den Betrag »mit zehnmal so starker Beilage« der Stadtarmenkasse übergab. War dem Brautpaar zuletzt, aus bestimmten Gründen, ebenfalls der Zoll erlassen worden, so hatte sich der Augenblick dem Bewußtsein des Mädchens doch eingepägt. Denn in ihrem Merkbuch, einem der wenigen erhaltenen Zeugnisse eigener Hand, findet sich ein Reim von Moses Ephraim Kuh, der fünf Jahre früher anderwärts im Sächsischen ähnlich schmachvolle Erfahrungen machte. Dieser rührend naive Mann, selbst ein ›Douanier‹ der Dichtkunst, hatte seinen Gram in einem kleinen Zwiegespräch zwischen dem ›Zöllner in E.‹ und einem reisenden Juden niedergelegt:

Z. Du, Jude, mußt drey Thaler Zoll erlegen.

J. Drey Thaler? Soviel Geld? mein Herr, weswegen?

Z. Das fragst du noch? weil du ein Jude bist.

Wärst du ein Türk', ein Heid', ein Atbeist,

So würden wir nicht einen Deut begehren,

Als einen Juden müssen wir dich scherren.

J. Hier ist das Geld! – Lehrt euch dies euer Christ?

Das Brautpaar fuhr weiter, an der Elbe entlang, durch die Sächsische Schweiz in das Erbland Böhmen und hier, umwoigt von gelbem Weizen, zur alten Stadt Prag. Der Junihimmel war blau. Doch ein Schatten war über die jungen Vermählten gefallen und begleitete sie weiter auf ihrem Weg, über die steinichten Hügel des Grenzlands ins Niederösterreichische, durch das dunkelgrüne Waldviertel hinab in die Ebene bis an den Strom, der sie breit schäumend ins Wiener Weichbild führte. Auch hier, als ihre Postpferde an der Maut gegenüber der Leopoldstadt zum Stehen kamen und die Braut, den Blick auf die grauen Häuser und hohen Türme der kaiserlichen Residenz gewandt, die unwirsche Frage der Wachtposten nach Aufenthaltsbefugnis und Toleranzpapier hörte, auch hier hob dieser Schatten sich nicht. Er schwebte seit ältester Zeit über den ihren und war in der prunkvollen, leichtlebigen Hauptstadt des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation noch um einige Tönungen dunkler als daheim im königlichen Berlin.

Von hier aus hatte, als Leopold der Erste die Wiener Juden im Jahre 1670 vertrieb, eine Reihe angesehener Familienhäupter an Friedrich Wilhelm von Brandenburg die Bitte um Schutz und Unterkunft gerichtet. Wehmütig klagten sie seinem Residenten in Wien, einem gewissen Andreas Neumann, »daß ihnen gleichsam der Erdboden und die Welt verschlossen sey, welche doch Gott für alle Menschen geschaffen« habe. Der Große Kurfürst, von religiöser Milde und politischer Klugheit bewegt, entschloß sich, zumal ihr Volk seit den Tagen seines Vorfahren Johann Georg in der Kurmark geduldet war, nunmehr fünfzig von ihnen ein Asyl zu bereiten. Die Mark und das Herzogtum Krossen litten, gleich dem übrigen Deutschland, noch an den Folgen des Dreißigjährigen Krieges. Das Land war verwüstet, die Bevölkerung gering und verarmt; der Handel lag darnieder. Friedrich Wilhelm versprach sich von den Einwanderern jenen merkantilen Nutzen, die sie seiner jüngst erworbenen Stadtge-

meinde Halberstadt schon seit langem eingebracht hatten. In Berlin lebte zu dieser Zeit nur ein einziger Mann ihres Glaubens, Israel Aron aus Glogau, der hier seit fünf Jahren als Hoflieferant mit Kind und Kegel ansässig war. Nun öffnete, keineswegs zu Arons reiner Freude, der Kurfürst den Wienern die Tore, setzte ihr jährliches Schutzgeld auf acht Taler fest, erlaubte ihnen den Hauskauf und schrieb ihre Privilegien auf zwanzig Jahre aus. Ehe diese Frist verstrichen war, wurden sie von eben dem Leibzoll, der in Sachsen noch ein Jahrhundert später eingehoben wurde, befreit.

Solch billige Behandlung, wie sie ihnen noch an keinem Orte Deutschlands zuteil geworden war, mußte ihnen freilich derart den Kamm schwellen lassen, daß sie sich alsbald betrogen, als wären sie Menschen wie alle anderen auch. Sie begannen untereinander zu eifern und zu hadern, schnitten einander die Ehre ab, übervorteilten der eine den andern und schwangen sich da und dort zu Reichtum und hohen Ämtern auf, um hierauf den Rest ihrer Gemeinde tief unter sich zu lassen. So war, in den letzten Jahren des Kurfürsten und noch mehr am Hofe Friedrichs des Ersten, dieses kunstsinnigen und baulustigen Monarchen, der sich wohl an Wuchs, jedoch nicht an Milde von seinem stattlichen Vater unterschied, der Juwelier Jost Liebmann zu großem Einfluß gelangt. Er verdankte diesen seiner Frau, einer geborenen Esther Schulhoff aus Prag, die sich jung dem Hoffaktor Aron hatte vermählen lassen und nach dessen Tod alle erlangte Macht auf ihren zweiten Gatten übertrug. Der König schätzte ihn hoch. Jost ging bei Hofe aus und ein, und als er gestorben war, erfreute sich seine Witwe der gleichen Gunst. Sie brachte es dahin, daß sie »nebst ihren Kindern von der übrigen Judenschaft vorzugsweise eximiret ward«, und genoß sogar die Freiheit, unangemeldet in Friedrichs Gemächern zu erscheinen, was besonders den Kronprinzen sehr verdroß. Es sei jedoch, so wird berichtet, die Liebmannin eine wunderschöne Frau gewesen, deren Gegenwart der König wohl gelitten habe. Einmal sei der Kronprinz in des Vaters Beisein ungnädig zu ihr gewesen, dieser habe ihm den

scharfen Ton verwiesen und solcherart in dem Kronprinzen »eine Erbitterung wider alles was Liebmännisch aussah, hervorgebracht, welche er aber nur erst in Ausübung kommen lassen konnte, da er selbst König geworden war«.

Hatte Friedrich der Erste von Preußen vom Großen Kurfürsten die Milde geerbt und war er auch der Juwelierswitwe ins Garn gegangen, so fiel das Provinzialreglement, das er den Juden der Mark Brandenburg im Jahre 1700 gab, nicht durchwegs zu ihrem Besten aus. Gewisse Vorrechte, die sie sich bereits erworben hatten, wurden ihnen wieder entzogen. Niemand unter ihnen sollte Kramladen und Buden haben, der solche nicht schon 1690 gehabt. Ungemünztes Gold und Silber sollten sie nicht aus dem Lande führen, sondern in die Münze abliefern. Der Ankauf von Häusern und Immobilien wurde ihnen untersagt, und einigen von ihnen, den »Schulkläppern, Schulmeistern, Präzeptoren, Musikanten und Todtengräbern«, jeglicher Handel verboten. Mit jenem geübten Blick für ihre finanzielle Verwertbarkeit, der den deutschen Fürsten, seien sie nun Habsburger, Hohenzollern, Wittelsbacher oder wer sonst immer gewesen, im Umgang mit Juden eigen war, setzte Friedrich ihr jährliches Schutzgeld auf insgesamt zweitausend Dukaten hinauf. Es sollte auch niemand getraut werden, der nicht vor der Heirat einen Goldgulden erichtet hatte. Dafür durften in Berlin drei Bethäuser unterhalten werden, eines für die Liebmannin und ihren Anhang, eines für den nahezu ebenso mächtigen Koppel Rieß, und ein drittes für die übrige Gemeinde.

Über dieser letzten Verfügung gerieten die Juden einander alsbald in die Haare. Die vor Jahrzehnten aus Wien Zugereisten und die längst im deutschen Norden ansässig Gewesenen hatten keine Lust, ihren Gott gemeinsam zu ehren. Es bildeten sich Parteien, von denen die eine nur des Rieß und der Liebmannin Bethäuser gelten lassen wollte, die andere aber auf dem sofortigen Bau der allgemeinen Glaubensstätte bestand. Ein gewisser Markus Magnus, Diener und Günstling des Kronprinzen, suchte die Liebmannin aus ihrer Vorrangstellung zu verdrängen, im Laufe

der Zeit entstanden die größten Unruhen und Zerrüttungen in der Gemeinde, und schließlich machten Magnus und die Witwe einander den Prozeß. Die eigensinnigen Widersacher kamen vor eine Kommission, der unter anderen der geheime Etatsrat Freiherr von Bartholdi angehörte, die Liebmannin steckte sich hinter den König, worauf dieser das schon erfolgreiche Versöhnungswerk der Kommission untergrub – kurz, der Tempelbau zu Berlin zog einen Rattenschwanz von Klagen und Quertreibereien nach sich, bis endlich die erregte Judenschaft besänftigt und im Jahr 1712 der Grundstein gelegt werden konnte.

Eine zweite, schlimmere Heimsuchung, die ebenfalls von einem aus ihrer Mitte angezettelt wurde, hatten die kurmärkischen Juden noch unter Friedrichs Regierung zu erleiden. Ihr ehemaliger Glaubensgenosse Franz Wentzel, der die Taufe genommen hatte, brachte der Obrigkeit in eifertiger Liebedienerei zur Kenntnis, daß ein Passus in dem hebräischen Gebet Olenu die Person des Heilands auf das schändlichste verletze. In diesem Gebet nämlich, das zweimal am Tage und am Sabbat gar dreimal gesprochen wurde, »führten sich die Juden lästerlich auf«, indem sie bei den Worten »wir knien und bücken uns, aber nicht vor dem gehengten Jesu«, als »vor einem Greuel« ausspuckten und von dem Ort etwas hinwegsprängen. »Es steht zwar«, erklärte der besagte Wentzel, »diese Lästerung in keinem Gebetbuche ausgedruckt, allein es ist Raum gelassen und wird so fort den zarten Kindern eingebläuet und von ihnen auswendig gelernet.«

Seit den mittelalterlichen Bezichtigungen der Hostienschändung und des Ritualmords war keine so schwerwiegende Anklage erhoben worden. Von seiner Geistlichkeit bedrängt, ordnete der König die genaueste und schärfste Untersuchung an, man berief die Ältesten aller brandenburgischen Judengemeinden nach Küstrin und ließ jeden von ihnen, im strengen Einzelverhör, seine Deutung des Gebetes Olenu geben. Einige sagten, das Gebet sprächen sie wohl, aber die bewußten Worte nicht. Andere leg-

ten den Worten »Hevel verick«, unter denen jener Wentzel den »gehengten Jesu« verstanden haben wollte, den Sinn von Narren, Heiden oder Götzendienern zugrunde. Die dritten wiesen darauf hin, daß das Gebet Olenu von dem Propheten Josua stämme, zu dessen Lebzeiten der christliche Erlöser noch nicht erschienen war. Da ihre Vorfahren seit mehr als dreitausend Jahren gewohnt waren, an einer gewissen Stelle dieses Gebetes auszuspucken, so täten sie es auch, jedoch »spucketen sie keinem zu Hohn«.

Der einzige Ausweg aus dieser Unklarheit schien, die Juden dazu zu verhalten, bei dem ihnen seit alters her auferlegten gräßlichen Eid jede böse Absicht dieses Gebetes abzuschwören. Dazu waren sie auch bereit. Doch der König, vielleicht durch Einflüsterungen der Liebmannin, wahrscheinlich aber durch eigene Einsicht davon abgebracht, verfügte mit jener landesväterlichen Fürsorge, die der gute und kluge Fürst – ein Freund von Leibnizens Lehre – auch den verachtetsten seiner Bürger angedeihen ließ, ein Dekret, worin er ihnen den Gebrauch der Worte »Hevel verick«, das Spucken und Wegspringen verbot, sie aber gleichzeitig von der peinlichen Notwendigkeit jenes Eides befreite:

»Wenn Wir mit erbarmenden Augen das arme Juden-Volk, so uns Gott in Unsern Landen unterwürfig gemacht, ansehen, so wünschen Wir wohl herzlich, daß dis Volk, welches der Herr ehemals so hoch geliebet, und vor allen andern Völkern zu seinem Eigenthum erwehlet hatte, endlich von seiner Blindheit möchte befreyet und mit Uns zu einer Gemeinschaft in dem Glauben anden aus ihnen selbst gebohrnen Messiam und Heyland der Welt gebracht werden: Weil aber das große Werk der Bekehrung zu dem geistlichen Reich Christi gehöret, und Unsere weltliche Macht keinen Platz darin findet, Wir auch die Herrschaft über die Gewissen der Menschen dem Herrn aller Herrn einig überlassen; so müssen Wir Zeit und Stunde abwarten, welche der barmherzige Gott sie zu erleuchten, seinem allein gnädigen Willen vorbehalten hat, indessen sie mit Geduld ertragen, und die Mittel zu ihrer Bekehrung mit aller Liebe und Sanftmuth anwenden lassen: Wie Wir dann hiermit insonderheit die Geistlichen und Seelensorger er-

mahnet haben wollen, so oft sie Gelegenheit dazu ersehen, sich zu bemühen, wie sie dis ungläubige Volk mit Sanftmuth gründlich überzeugen, und dem Messia, Unserem Herrn, zuführen mögen, und alle und jede, so den Namen Christi unter Uns bekennen, ernstlich dahin anweisen, ihnen Ärgerniss nicht zu geben, und keinen Stein des Anstoßes in den Weg zu legen, dagegen Wir aber auch die Bosheit, da sie sich wider Christum Jesum, Unsern Herrn und Heyland, und sein Reich erheben wollte, zu wehren und sie mächtiglich zu stören, Uns höchst verpflichtet zu seyn achten.«

Die fragwürdigen Praktiken des Gebetes Olenu wurden ihnen zwar »von nun ab bis zu ewigen Zeiten« untersagt, doch keine kränkende Absicht damit verbunden:

»Wir versehen Uns aber allergnädigst, daß die Juden diesem Unserm Gebot, welches Wir in allergnädigster Erwägung, daß sie ehemals Gottes geliebtes Volk gewesen, und daß sie nach dem Fleisch die Befreundten Unsers Heylands seyn; mit Liebe, Mitleiden und Erbarmung gegen sie verknüpft haben, sonst aber die Ehre Unsers Gottes von Uns unumgänglich erfordert, so vielmehr allerunterthänigsten Gehorsam bezeigen werden, weil ihnen darinn nicht das Geringste wider ihre Religion, Ceremonien, Aufsätze oder Gebräuche angemuthet wird. . . . Die nun hierin Unserm allergnädigen und ernstlichsten Willen gehorsam nachleben werden, haben sich Unsers Landesväterlichen Schutzes und Schirms wie andere getreue Unterthanen, noch fernerhin allerunterthänigst zu erfreuen.«

So schrieb im Jahre 1703, da an keinem anderen Fleck in den deutschen Landen jemand an die »fleischliche Freundschaft« des unseligen Volks mit dem Erlöser erinnert werden wollte, zu Cölln an der Spree ein preußischer König. Es war, seit den Tagen ihres großen, gnädigen und gerechten Schirmherrn Karls des Fünften, das erste Zeichen mildtätiger Gesinnung, dessen sich die Juden erfreuten. Es war das Aufflackern eines menschlichen Mitgefühls, das in Friedrichs Urenkeln, aber auch in gelehrten und einfachen Männern seines Landes Widerhall finden sollte,

noch ehe das Jahrhundert zu Ende ging. Sein Sohn indes, aus den bereits erwähnten Gründen der väterlichen Haltung feindlich, handelte in dieser Sache anders und nach eigenem Ermessen. Er hatte keine Liebe, ja nicht einmal Nachsicht für diese fremde Gemeinschaft, die sich aus mangelndem Entgegenkommen wie aus eigenem Widerstreben in das brandenburgische Volk nicht eingegliedert hatte. Doch er zeigte sich vorerst, wie es seiner Natur entsprach, in den meisten Fällen so gerecht wie streng. Der Liebmannin freilich, deren Schönheit durch zunehmendes Alter wie durch zänkische Überheblichkeit inzwischen geschwunden war, wurde nach seiner Thronbesteigung der Zutritt zum Hof untersagt, ein zehn Wochen langer Hausarrest anbefohlen und jeder Anspruch an das Erbe des verstorbenen Königs, der mit etwa hunderttausend Talern in ihrer Schuld stand, bei Androhung schwerer Strafen verwehrt. Zwar wurde ihr nach diesem argen Handel der allerhöchste Schutz von neuem zugebilligt, doch starb sie gramgebeugt ein Jahr nach Friedrich des Ersten Tode. Vor ihrem Hinscheiden bat sie darum, daß ihres königlichen Freundes schönste Gabe, eine goldene Kette, mit ihr begraben werde.

Auch Markus Magnus, der im Auftrag des Kronprinzen gegen sie geeifert hatte, wurde nunmehr vom König aus seiner Nähe entfernt. Statt dessen setzte er den Moses Levi Gumperz aus Cleve zu seinem Oberhof- und Kriegsfaktor ein, mit der Erlaubnis, daß dieser sich mit seiner Familie und Dienerschaft häuslich niederlassen könne, wo er wolle, der Judenkommission nicht unterworfen sei und ungehindert die Tore Berlins passieren dürfe, jedoch nicht ohne sich der Zollvisitation zu unterwerfen. Ja, er gestattete diesem Mann, dessen Familie sechs preußischen Herrschern in ununterbrochener Aufeinanderfolge gedient und sich bisher in allen Hoflieferungen gut benommen hatte, bereits im Jahre 1717, einen Degen zu tragen, welche Erlaubnis sämtlichen Juden im Land auf das strengste versagt war.

Mit dem ihm eigenen Gerechtigkeitssinn, den der Soldatenkönig allerwärts bewies, hob er sodann in seinem neuen Judenreglement

die seit 1671 erlassenen drückenden Gesetze auf. Auch er fand nichts daran, sich diese Erleichterungen gut bezahlen zu lassen. Achttausend Taler – vielleicht auch achtundzwanzigtausend Taler, wenn man anderen Berichten glauben darf – waren der Preis für den Widerruf der väterlichen Erlasse aus dem Jahr 1700 und die Abkaufung des gelben Flecks, den die Juden das Mittelalter hindurch als Kainszeichen getragen hatten. An solche praktischen Gnadenakte hatte der Landesvater Friedrich, in seiner barmherzigen Besorgnis um das Seelenheil des armen Judenvolkes, nicht gedacht. Überdies wurde nun auch auf andere Weise der bestehende Zustand verbessert, wie etwa durch ein neues Gesetz, daß die Kinder Privilegierter nach gewissen Abgaben im Lande verbleiben durften und daß der Schutzbrief einer Witwe auf ihren zweiten Gatten übertragbar war.

So ließ sich denn Friedrich Wilhelms des Ersten Herrscherzeit günstiger an, als man auf Grund seiner frühen Erbitterung »wider alles was Liebmannisch aussah«, hätte annehmen können. Sie wäre auch weiterhin wohlwollend geblieben, hätte die Judenschaft ihn nicht im Jahre 1721 auf das höchste erbost. Der Münzjuden Veit war gestorben und mit mehr als hunderttausend Talern im Rückstand geblieben. Wie reich er auch zu seinen Lebzeiten erschienen war, es fand sich nach seinem Tode kein Vermögen, und niemand wollte wissen, wo es geblieben war. Gewiß war Veit, der in all seinen Geschäften als rechtschaffener Mann bekannt war, in einem Augenblick dahingegangen, der seinen Schuldnern so wohl wie er seinen Gläubigern wehe tat. Doch der König wollte nicht glauben, daß in der Tat kein flüssiges Geld vorhanden war, beharrte in der Meinung, die ganze Judenschaft hielte dessen Verbleib geheim, und entschied über Nacht, sie in den großen Bann zu tun. Diesen ließ er am 15. August, nachdem man sie sämtlich in ihren Tempel getrieben hatte, in Gegenwart des Oberhofpredigers Jablonsky über sie verhängen.

Ein Jahr darauf kam in Berlin der Vater unserer Braut zur Welt.